„Wissen entgrenzen“
Podcast der Max Weber Stiftung

Titel:
Jenseits der Friedlichen Revolution: Die gewaltvollen 1990er im Kaukasus

Gäste:
Jan Arend
Moritz Florin
Mirja Lecke
Lusine Kharatyan
Elisa Mucciarelli

Intro

Atmo Stadtführung im Hintergrund (englisch), Schritte

Janine_Mod:

Es ist der letzte Konferenztag und wir machen gerade eine Stadtführung durch Tbilissi mit Archil Kikodze. Er ist einer der bekanntesten georgischen Gegenwartsschriftsteller. Und kennt die Stadt und die moderne Geschichte Tbilissis, wie kaum ein anderer.

Atmo Stadtführung kurz hoch

Janine_Mod:

Wir sind gerade die Rustaveli Avenue heruntergelaufen, vorbei am Parlament. Überall sehen wir Polizei, vor dem Parlament campen Demonstranten und Demonstrantinnen und es hängt eine EU-Flagge über einem der Zelte. Wir kommen auch an Orten vorbei, die in den 1990er Jahren Schauplätze der Gewalt waren – eine Gewalt, die hier nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion passierte. Die Spuren dieser turbulenten Jahre prägen nämlich das Stadtbild von Tbilissi zum Teil bis heute.

Atmo Stadtführung kurz hoch

Janine_Mod:

Gerade waren wir in der Altstadt. Sind vorbei gelaufen an Häusern mit Erkern, wunderschönen Holzbalkonen, die sich über Gassen lehnen. Tbilissi liegt in einem Tal, umgeben von den

Ausläufern des Kleinen Kaukasus im Süden und des Großen Kaukasus im Norden. Wenn man hier durch die Stadt geht, sieht man die Spuren verschiedener Epochen dicht beieinanderliegend – von den Bauten des 19. Jahrhunderts bis zur postsowjetischen Zeit. Diese sichtbaren historischen Schichten machen greifbar, warum es so spannend und wichtig ist, diese Region direkt vor Ort zu erforschen. Und ermöglicht es auch über das Beispiel Georgien einen größeren Bogen zur Geschichte Osteuropas und der Sowjetunion zu ziehen. Und genau das macht die Konferenz „The violent 1990s?" – „Die gewaltvollen 1990er Jahre".

Intro-Musik Max Weber Stiftung

Janine_Mod:

Ihr hört den Podcast „Wissen Entgrenzen" der Max Weber Stiftung und das hier ist die 2. Folge, die wir hier vor Ort, im georgischen Büro der Max Weber Stiftung in Tbilissi, produzieren. In der ersten Folge geht es um den Forschungsstandort hier, aber auch um die georgische Geschichte – hört da auch gern einmal rein. Der Link zur Folge befindet sich in den Shownotes.

Musik als Trenner

Janine_Mod:

In dieser Folge tauchen wir tiefer ein in eine Zeit, die erst seit kurzem in der historischen Forschung wirklich intensiv betrachtet wird. Und eine Zeit, die wir aus der deutschen Perspektive oft ganz anders wahrnehmen. Es geht um die 1990er Jahre. Es geht um die Zeit nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion und die Zeit der Formierung von unabhängigen Nationalstaaten in Osteuropa. Im deutschen Beispiel sehen wir da vor allem die friedliche Wiedervereinigung nach dem Ende der DDR. Blicken wir aber weiter in den Osten, zeigt sich ein anderes Bild. Im Südkaukasus, in Georgien, Armenien und Aserbaidschan, waren die 1990er Jahre geprägt von ethnischen Konflikten und von Bürgerkrieg. Es gab Hunderttausende Vertriebene und auch in Ostmitteleuropa z. B. in Polen, Tschechien oder auf dem Baltikum gab es in den 1990er Jahren Gewalt: Rechtsextreme Übergriffe, antisemitische Anschläge, organisierte Kriminalität. *Lichie devjanostye* nennt man die 1990er Jahre deshalb in der russischen Erzählung. Die sogenannten wilden oder bösen 90er: eine Zeit des Chaos, der Erniedrigung, des Staatsversagens. Putin nutzt dieses Narrativ systematisch, um seine Macht und Aggression zu begründen. Aber was steckt eigentlich wirklich hinter diesen „gewaltvollen 1990er Jahren?"

Konferenzatmo unter Mod

Janine_Mod:

Und um das näher zu beleuchten hat das Büro der Max Weber Stiftung in Tbilissi eine Konferenz initiiert: „The Violent 1990s? Dislocation, Revival and Renewal after State Socialism" — „Die gewaltvollen 1990er Jahre? Entwurzelung, Wiederbelebung und Erneuerung nach dem Staatssozialismus". Drei Tage, rund zwanzig Forschende aus ganz Europa — Historiker:innen, Literaturwissenschaftler:innen, Anthropolog:innen. Die Themen reichen von ethnischer Gewalt im Kaukasus über Subkulturen in Polen bis zu Erinnerungsnarrativen in Tschechien und der Rolle von Literatur als Zeugnis. Die Konferenz fand auf Englisch statt. Neben Moritz Florin und Walter Sperling aus dem Max Weber Netzwerk Osteuropa war auch der Historiker Jan Arend von der LMU München Teil des Organisationsteams. Vor Ort auf dem 1. Konferenztag habe ich mit Jan darüber gesprochen, warum diese Konferenz gerade jetzt und gerade hier in Tbilissi stattgefunden hat.

Konferenzatmo kurz hoch

Janine_Mod: Du bist einer der Organisatoren der Konferenz. Kannst du kurz umreißen, was die inhaltlichen Schwerpunkte sind?

> **O-Ton_Jan Arend:** Die Konferenz interessiert sich einmal für Gewalt in den 1990er Jahren im postsowjetischen und postsozialistischen Raum und zum zweiten für die Entstehung dieser Narrative, dass das ein chaotisches, wildes und gewaltsames Jahrzehnt gewesen sei. Eines unserer Ziele ist, Regionen gemeinsam anzuschauen, die in Bezug auf dieses Thema nicht so oft gemeinsam behandelt werden. Also Ostmitteleuropa — mit seiner vergleichsweise milder verlaufenden Transformationszeit — wird selten im Zusammenhang mit dem postsowjetischen Raum über Gewalt diskutiert. Das ist eines unserer Ziele. Und die Schwerpunkte: verschiedene Schauplätze der Gewalt, aber auch verschiedene Formen. Ist es sinnvoll, über institutionelle Gewalt — wo es z. B. eben darum geht, dass obdachlose Menschen keinen Zugang zu bestimmten Ressourcen haben — in einem Zusammenhang zu diskutieren mit kriegerischer Gewalt wie Anfang der 90er? Gehört Gewalt innerhalb von Familien, oft gegen Frauen, irgendwie alles in einen gemeinsamen Zusammenhang dieser Situation nach dem Kollaps der sozialistischen Systeme? Diese verschiedenen Gewaltformen einerseits als verschiedene Schwerpunkte zu behandeln — aber auch zu fragen, was sie verbindet. Das ist im Großen und Ganzen unser Thema.

Janine_Mod: Nach diesem ersten Konferenztag — würdest du das Fragezeichen hinter „The Violent 90s?" tatsächlich immer noch stehen lassen?

O-Ton_Jan Arend: Ja, also ich würde es stehen lassen. Es geht ja nicht nur um die Frage, ob die 90er objektiv eine Zeit der Gewalt waren, sondern auch um diese Narrative — wie es sie zum Beispiel in Russland gibt, dass eben wegen der gewaltsamen Neunziger es gerechtfertigt sei, danach eine Herrschaft der harten Hand einzuführen, die eben diese Gewaltexzesse beendet. Und weil wir uns eben auch mit diesen Narrativen beschäftigen — und die gibt es ja auf jeden Fall — haben wir unser Thema auf jeden Fall nicht verfehlt.

Janine_Mod: Welcher Vortrag oder welche Sektion war für dich besonders interessant heute?

O-Ton_Jan Arend: Also da könnte ich jetzt mehrere nennen. Ich fand den Vortrag von Mirja Lecke zu zwei Romanen, die eben diese Gewalt in den 90ern erzählen, besonders aufschlussreich, weil es eben originelle Arten waren, das zu erzählen — Arten, wie ich das noch nicht gehört habe. Aber genauso interessant fand ich das letzte Panel des Tages, wo sehr stark die Frage aufkam, ob die Gewalt, die sich in den 90ern zum Beispiel gegen Juden richtete — warum die dann ausbricht, wenn sie ausbricht. Ob es als Erklärung ausreicht zu sagen: Wenn staatliche Strukturen schwach sind, kommen Ressentiments und Hass an die Oberfläche. Oder ob man noch genauer auf die einzelnen Situationen schauen muss.

Janine_Mod: Die Konferenz hat ja nicht nur den Kaukasus als alleinigen Fokus. Warum hältst du es für wichtig, dass sie gerade hier in Tbilissi stattfindet?

O-Ton_Jan Arend: Natürlich ist es nicht der einzige sinnvolle Ort, wo so etwas stattfinden kann. Aber ein Thema, das uns interessiert, ist dieses Dezentrieren der Geschichte jener Räume, die zu Russland oder zur Sowjetunion gehört haben. Und das kann man eben für Gewaltgeschichte sinnvoll machen, indem man — zum Beispiel mit den Augen der Autoren, über die Frau Lecke gesprochen hat — auf die 90er Jahre aus einer südkaukasischen Perspektive schaut. Und das dann eben anders erzählt, als man es vielleicht in Moskau erzählen würde. Damit kann man sich am Ort des Geschehens besonders gut beschäftigen.

Janine_Mod: Was für eine Bedeutung hat das auch für die Erforschung von Osteuropa?

O-Ton_Jan Arend: Ein Grund ist, dass man nicht nur über Osteuropa forschen will, sondern mit Osteuropa — dass man im Gespräch sein will mit Forschern, die aus diesen Ländern selber kommen. Und ein weiterer Grund: Historiker arbeiten ja gerne in Archiven und brauchen Archivzugang. Das ist in Russland gerade sehr schwierig. Aber wenn man zur zarischen Geschichte oder zur Sowjetgeschichte arbeitet, dann ist es eben an Orten wie Vilnius und Tbilissi möglich, Archivmaterial anzuschauen, das aus der sowjetischen Geschichte oder der Geschichte des Zarenreichs stammt — ohne nach Russland gehen zu müssen. Und auch das ist für deutsche Forscher gerade sehr wichtig: da vor Ort eine Anlaufstelle zu haben.

Janine_Mod [00:08:43] Vielen Dank.

O-Ton_Jan Arend [00:08:45] Danke auch.

Musik als Trenner

Zitat “Der Südelefant”, Archil Kikodze (Sprecher: Nils Kretschmar):
„Mit Stöcken bewaffnete Polizisten laufen geschäftig am Ortachala-Staudamm hin und her. Es scheint, als gäbe es in unserer Stadt an diesem sonnigen Wintertag nur für sie etwas zu tun. Mit vollem Einsatz schieben sie, nur noch ein bisschen, und es wird ihnen gelingen, die Leiche in Bewegung zu setzen. Sie wollen sie gar nicht aus dem Wasser ziehen, sie wollen sie nur von einem Punkt zum anderen schaffen. Wir stehen rum und beobachten das Ganze gebannt. So recht können wir noch nicht begreifen, was da so vor sich geht.”

Musik kurz hoch

Janine_Mod:

Das war ein Zitat aus „Der Südelefant“. Einem Roman des georgischen Schriftstellers Archil Kikodze, mit dem wir zu Beginn der Folge auf Stadtführung durch Tbilissi waren. Der Roman ist 2012 auf Georgisch erschienen und inzwischen auch auf Deutsch übersetzt. Er folgt einem Protagonisten an einem einzigen Tag durch Tbilissi. Er läuft durch die Stadt, durch Viertel, die er kennt und nicht mehr kennt, und überall stoßen die Gegenwart und die Vergangenheit der 1990er Jahre aufeinander. Die Leiche im Wasser, die die Polizisten nicht bergen wollen, nur verschieben, das ist nicht nur ein Kriminalfall. Es ist ein Bild dafür, in was für einer Realität die Menschen in der Stadt damals lebten. Und Literatur ist eine Form, sich daran zu erinnern. Ich finde dieses Beispiel so eindrucksvoll, weil mir aufgefallen ist, dass Literatur als Medium der Verarbeitung und als Spiegel für das, was Zeitzeug:innen erlebt haben, ein zentrales Thema hier vor Ort ist. Literatur dient uns Historiker:innen als Quelle. Seien es Romane, Kurzgeschichten oder Zeitzeugenerzählungen. Und deswegen habe ich mir diesen Aspekt auf der Konferenz näher angesehen. Gerade auch weil die 1990er Jahre eben auch eins sind: Zeitgeschichte. Mit Zeitzeug:innen, die noch leben. Und manchmal auch selbst zu Historiker:inenn werden. Ich habe am Rande der Konferenz drei Gespräche mit Konferenzteilnehmerinnen geführt: Mit Elisa Mucciarelli, die sich in ihrer Doktorarbeit mit Literatur über Abchasien beschäftigt. Mit Lusine Kharatyan, einer Schriftstellerin und Kulturanthropologin aus Armenien, und mit Mirja Lecke. Sie ist Professorin für Literatur und Kulturen Osteuropas an der Universität Regensburg. Sie hat auf der Konferenz zwei Romane vorgestellt — „Das Teufelsrad" des georgischen Autors Mikhail Gigolashvili aus dem Jahr 2009 und „Demontage" des armenischen Autors Aren Vanyan aus dem Jahr 2023. Beide Romane handeln von den 1990ern im Südkaukasus — und beide sind auf

Russisch geschrieben, obwohl beide Autoren nicht aus Russland kommen. Ich habe Mirja Lecke gefragt, warum.

Kurzer Einschub Konferenatmo Lecke spricht

> **O_Ton_Mirja Lecke** [00:02:05] Bei der Betrachtung von literarischen Texten ist meine Frage nicht nach der Selbstpositionierung in Bezug auf eigene Identitäten der Autoren, das ist vielleicht sogar sekundär. Diese Personen haben das Russische gewählt als eine Sprache, in der ihnen künstlerischer Ausdruck möglich und erfolgversprechend und nötig erscheint. Die Sprachwahl präjudiziert dann hinterher auch so eine Verortung in einem gewissen linguistischen Weltmodell // Also man kann nicht sagen, dass sie spezifisch als Georgierrusse schreiben oder als Armenierrusse schreiben, sondern sie schreiben auf Russisch und das, was mich in meinem Vortrag interessiert hat, ist eben, ob wir durch diesen zusätzlichen Kontext, den wir durch diese Russophonie bekommen – eben, dass wir eine Wirklichkeit, die sich nicht in russischer Sprache abgespielt hat, wiedergegeben und modelliert finden im Medium der russischen Sprache – ob das etwas, ein anderes Bild auf diese Zeit wirft. Und ich glaube, das kann man schon bejahen.

Janine_Mod: [00:03:28] Sie haben ja auch in dem Vortrag gesagt, dass man damit natürlich auch an den russischen Diskurs anknüpfen kann, der in russischer Literatur von russischen Muttersprachler:innen produziert wird. Wie würden Sie sagen, // wie anders wird über die gewaltvollen 90er Jahre geschrieben von den Autoren, die Sie jetzt analysiert haben, als von dem, was im generellen Diskurs stattfindet?

> **Mirja Lecke** [00:03:59] Das ist ein methodisch großes Problem, dass wir natürlich irgendwie kumulieren müssen, um so eine Art typischen russischen Diskurs irgendwie herauszudestillieren. Und das habe ich eben gemacht, indem ich auf Forschung verwiesen habe, die aber nicht an ästhetischen Projekten und nicht an literarischen Texten entwickelt wurde. // Es gibt ganz viele Texte, auch insbesondere Filme und TV-Serien sind ein wichtiges Medium, wenn man sich die Bilder aus den gewalttätigen 90ern in Russland ansieht. Ich denke, der Unterschied, den ich versucht habe zu zeigen, ist, dass wir nicht eine heroisierende, glorifizierende Darstellung von Gewalt als attraktives Verhaltensmuster sehen. Auch wenn beide Romane das eben jeweils künstlerisch auf eine ganz unterschiedliche Art und Weise tun, eigentlich sind sie, was das angeht, gar nicht vergleichbar sogar. Und wie wird Gewalt dann dargestellt? Unterschiedlich. In einem der beiden Texte eher als moralische Frage vielleicht, im anderen als eine Verhaltensweise, die korreliert mit bestimmten Vorstellungen von Männlichkeit und auch Coolness, wenn man so möchte, aus der Zeit. Aber nicht stark ethisch gesehen.

Janine_Mod: Und ist die Sprache auch anders, also das Russische, was verwendet wird und wie unterscheidet sich das?

Mirja Lecke: In diesen beiden Texten ist eben gerade, // eben ganz, ganz großer Unterschied, was die sprachliche Gestaltung angeht. Der eine Roman hat eben sehr klassisches, eigentlich an der Literatur des 19. Jahrhundert geschultes Russisch gebraucht, um seinen Plot zu erzählen. Und der andere Roman arbeitet sehr stark mit sprachlicher Deformation und mit einer auch gewollten Erschwerung des Lektüreprozesses und auch einem wirklich provokanten Herabsetzen von stilistischen Normen, die im Russischen eben sehr stark verfestigt und auch mit einem imperialen Gepräge versehen sind.

Janine_Mod: [00:09:13] Eine letzte Frage in Bezug auf den Roundtable gestern, da wurde ja auch dargestellt und diskutiert, dass Literatur hilft, auch die eigenen Traumata zu verarbeiten, der eigenen Erfahrung. Was sagen Sie als Kultur- und Literaturwissenschaftlerin dazu? Welche Rolle spielt Literatur in der Verarbeitung der gewaltvollen 90er Jahre – hier gerade auch speziell vielleicht in der Region?

O-Ton_Mirja Lecke [00:09:38] Künstlerische Ausdrucksformen sind sicher privilegiert, also in der Auseinandersetzung mit dieser noch ziemlich lebendigen und auch gar nicht so fernen Vergangenheit, obwohl es ja schon 30 Jahre her ist. Gleichermaßen ist da eben auch vieles, das wurde gestern an der Diskussion sehr deutlich, einfach noch nicht aufgearbeitet. Nun ist Trauma ja per definitionem etwas, was man eben nicht sagen kann. Das heißt, dass künstlerischen Texte auch oft kreative Wege gehen, um Dinge ... // zu umkreisen, um sie fassbar zu machen, um sie in Bilder zu übersetzen und dafür ist Literatur und auch Film einfach ein sehr geeignetes Medium.

Musik als Trenner

Janine_ Mod:

Mirja Lecke hat in ihrem Vortrag gezeigt: Diese beiden Romane erzählen die 90er anders als der russische Mainstream. Ohne Glorifizierung von Gewalt, ohne die Erzählung vom starken Staat, der das Chaos beendet. Und sie tun das auf Russisch, der Sprache des ehemaligen Imperiums, aber sie suchen sich eine eigene Deutung. Was Vanyan dabei sprachlich macht, ist bezeichnend: Er packt alles Armenische in die Fußnoten: armenische Begriffe, historische Figuren, lokale Kontexte. Nicht, um sie zu verstecken, sondern weil er davon ausgeht, dass ein russisches Publikum die armenische Geschichte und Kultur nicht kennt. Und das ist – wie es in der Forschung diskutiert wird und auch nach dem Vortrag vom Publikum angesprochen wurde so etwas wie eine Form der literarischen Dekolonisierung. Die Autoren wollen sich von bestimmten Deutungsformen lösen, von einer ganz spezifischen Form der Kulturproduktion, wie sie auf Russisch stattfindet, und eine eigene Deutung – aber in der gleichen Sprache – daneben legen. Das ist auch für uns Historiker:innen enorm spannend, weil es zeigt, wie mit

Geschichte und ihrer Deutung umgegangen wird. Es geht dabei auch darum, die eigene Geschichte und die der ehemaligen Sowjetrepubliken in den großen Diskurs einzuordnen. Armenien ist dafür ein gutes Beispiel. In der Erinnerung werden die 1990er Jahre im Land als die „dunklen und kalten Jahre" bezeichnet – die „dark and cold years". Ich habe auf der Konferenz mit Lusine Kharatyan gesprochen. Sie ist armenische Schriftstellerin und Kulturanthropologin. Lebt in Yerevan und hat als Jugendliche die 1990er Jahre selbst erlebt. Und heute: erforscht sie diese Zeit.

Musik einblenden

O-Ton_ Lusine Kharatyan: „So the phrase used with respect to those years is dark and cold 90s or we even — we don't say 90s, we say dark and cold years. And when we say dark and cold years, everybody in Armenia understands that we refer to 90s because basically we were in blockade, in energy crisis, and the only nuclear power plant which was providing electricity was shut down."

OV (Andrea Kath): In Armenien nennen wir die 90er nicht die 90er. Wir sagen: die dunklen und kalten Jahre. Und wenn man das hört, weiß jeder in Armenien, was gemeint ist. Wir waren in Blockade, in der Energiekrise. Das einzige Kernkraftwerk war abgeschaltet.

Musik kurz hoch

O-Ton_ Lusine Kharatyan: „Because in those years, we would all have electricity for an hour a day sometimes or half an hour. And particularly in winter time, when it was freezing cold outside like minus 10, it could get as cold as minus 10. You would gather around a heater and all the neighbours will come to the only apartment in the building that might have a luxury of heater. So and then there would be another gathering hour, the hour of news, which would be used like for only people who had a charger that they could connect their TV to would come to see what was going on."

OV (Andrea Kath): Manchmal hatten wir nur eine Stunde Strom am Tag — manchmal auch nur eine halbe Stunde. Und im Winter, wenn es draußen bis zu minus zehn Grad kalt war, kamen alle Nachbarn in die einzige Wohnung im Haus, die einen Ofen hatte. Und dann gab es noch eine andere Stunde, wo sich alle trafen – die Nachrichtenstunde. Einige Leute konnten ihren Fernseher mit dem Netz verbinden und luden dann alle ein. Und so erfuhren wir, was gerade in der Welt passiert.

Janine_ Mod:

Das klingt aus unserer zentraleuropäischen Perspektive fast unglaublich. Nur eine Stunde Strom am Tag, für mehrere Jahre. In den 1990ern. Hier zeigen sich diese Jahre ganz anders als sie vielen Beobachtern und Zeitgenossen in Mitteleuropa erscheinen mögen. Die Energiekrise in

Armenien hielt bis in den Herbst 1995 an. Dann wurde der zweite Reaktor des Kernkraftwerkes mit dem Namen Metsamor wieder ans Netz geschlossen. Er gilt übrigens als der einzige Reaktor weltweit, der nach einer Abschaltung wieder in Betrieb genommen wurde. Was ich spannend fand: Lusine Kharatyan erinnert diese Zeit, als sie jugendlich war, gar nicht nur als anstrengend und dunkel. Im Gegenteil. Und da ist sie nicht die Einzige.

> **O-Ton_ Lusine Kharatyan:** „The perception is like being very communal. And very closer to pre-modern time, when people are perceived — I'm not saying whether it's true or not — but were perceived to be more closer to each other, more family ties or neighbourhood ties and so on. And of course there was a war going on and everybody knew that the war was going on and there were people being killed almost every day. // But in Armenia, violence was mostly associated to the ongoing conflict and war. // But that was somewhere far. It wasn't directly in your home, I would say. So on the street — you would feel safer than probably even later because it was so communal. Like people felt like there is this bigger national fight."

> **OV (Andrea Kath):** In der Wahrnehmung der Menschen war alles sehr gemeinschaftlich. Man stellte sich vor, wie es in vormodernen Zeiten war, als Menschen — ich sage nicht, dass das stimmt oder nicht — aber als näher aneinander wahrgenommen wurden. Mehr Familienbindungen, mehr Nachbarschaftsbindungen und so weiter. Und natürlich war da ein Krieg im Gange, und jeder wusste, dass der Krieg im Gange war und dass fast jeden Tag Menschen getötet wurden. // Aber das war irgendwo weit weg. Es war nicht direkt bei einem zu Hause, würde ich sagen. Auf der Straße — da fühlte man sich wahrscheinlich sogar sicherer als vielleicht später, weil es so gemeinschaftlich war. Die Menschen hatten das Gefühl: Da ist dieser größere nationale Kampf.

Janine_Mod:

Lusine Kharatyan ist nicht nur Zeitzeugin dieser Jahre — sie schreibt auch darüber. Als Schriftstellerin und Kulturanthropologin sammelt sie seit Jahren Oral-History-Interviews mit Menschen, die die 90er in Armenien erlebt haben. Opfer, Zeugen, manchmal auch Täter. Und sie fragt sich dabei immer wieder: Wie wird diese Zeit erinnert und was sagt das über den Umgang mit Geschichte aus? Das Fragezeichen hinter den „gewaltvollen 90ern" setzt sie persönlich übrigens nicht.

> **O-Ton_ Lusine Kharatyan:** „I wouldn't put a question mark, actually, because those were violent, but how you perceive it, whether you perceive as violent or whether you perceive it like something being even cold, cold and dark, not being violent or not being cold and dark, it's different. I think there isn't enough reflexion on those years. And that is something which is happening now. And maybe after the reflexion or through this reflexion, we might finally come up with an answer of whether it was violent or how violent, in which terms violent, because it's like from physical violence to emotional violence to, I don't know, like war violence, ethnic violence, even domestic violence, which was quite common place probably, right? It hasn't been reflected properly."

OV (Andrea Kath): Ich würde das Fragezeichen nicht setzen — nicht, weil es keine Gewalt gab. Aber wie man es wahrnimmt, das ist unterschiedlich. Ich glaube, es gibt noch nicht genug Reflexion über diese Jahre. Und das ist etwas, was gerade passiert. Und vielleicht finden wir durch diese Reflexion eine Antwort: Wie gewaltvoll war es — und in welchem Sinne? Von körperlicher Gewalt über emotionale Gewalt bis zu Kriegsgewalt, ethnischer Gewalt, sogar häuslicher Gewalt, die wohl auch ganz alltäglich war. Das ist noch nicht richtig aufgearbeitet.

Musikwechsel als Trenner

Janine_Mod:

Bei dem Krieg, den Lusine Kharatyan gerade angesprochen hat, handelt es sich um den Konflikt um die Region Bergkarabach. Der Krieg begann Ende der 1980er Jahre, also noch in der Sowjetzeit. Bergkarabach war eine autonome Region innerhalb der Sowjetrepublik Aserbaidschan, aber mehrheitlich von Armenier:innen bewohnt. Als der Regionalrat 1988 für den Anschluss an Armenien stimmte, eskalierten die Spannungen schnell. Es kam zu Pogromen sowohl gegen Armenier:innen in Aserbaidschan, als auch Pogromen gegen Aserbaidschaner:innen in Armenien. Und als die Sowjetunion 1991 zusammenbrach, wurde aus dem ethnischen Konflikt ein vollständiger Krieg zwischen zwei neu gegründeten Staaten. Der Krieg dauerte bis 1994. Zehntausende Menschen starben. Hunderttausende Armenier:innen aus Aserbaidschan, Aserbaidschaner:innen aus Armenien und aus Bergkarabach wurden vertrieben. Die Region blieb danach unter armenischer Kontrolle, völkerrechtlich aber Teil Aserbaidschans — ein eingefrorener Konflikt, der 2023 vorerst gewaltsam durch Aserbaidschan beendet wurde. Die verbliebene armenische Bevölkerung Bergkarabachs — also mehr als 100.000 Menschen — wurde innerhalb weniger Tage vertrieben.

Musikwechsel als Trenner

Janine_Mod:

Wenn wir von diesen jüngsten Ereignissen zurück in die 1990er Jahre blicken, sehen wir fast zeitgleich noch einen weiteren Konflikt. Nur ein paar Hundert Kilometer von Bergkarabach entfernt fand ein anderer Krieg statt. In Georgien. Der Krieg um Abchasien von 1992 bis 1993 endete mit ethnischer Säuberung und Vertreibung. Rund 250.000 Menschen, vor allem Georgier:innen, aber auch Armenier:innen und andere Minderheiten, flohen oder wurden vertrieben. Abchasien ist bis heute de facto von Georgien getrennt, russische Truppen sind dort stationiert. Georgien nennt das: Besatzung. Und auch dieser Krieg kam in der westlichen

Berichterstattung kaum vor. Und was auch gerade erst beginnt, ist die Historisierung des Konfliktes. Eine Rolle spielt dabei auch wieder: Literatur. Elisa Mucciarelli ist Doktorandin in Slavischer Literatur an der Universität Regensburg. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich mit Literatur über Abchasien — und fragt: Was kann ein Roman leisten, um diese gewaltvolle Geschichte aufzuarbeiten? Und wie geht das mit historischer Forschung zusammen?

Konferenzatmo dann überblenden zu Interview

Musik einblenden

O-Ton: Elisa Mucciarelli: Ich habe das Gefühl, die beiden Zugänge ergänzen sich ganz gut — das Geschichtswissenschaftliche und das Literaturwissenschaftliche. Ich vermute, dass sich ein vollständigeres Bild von den 90ern besser rekonstruieren lässt, wenn die beiden Zugänge zusammenarbeiten. Nicht unbedingt Literatur allein, aber wenn man mit Anthropologie, mit Geschichte zusammenarbeitet und kommuniziert, dann geht es auf jeden Fall leichter und vollständiger.

Musik kurz hoch

Elisa Mucciarelli: Ich glaube, es geht auch darum, kleinere Regionen in den Vordergrund zu stellen und sie mit größeren Narrativen zu verknüpfen — um zu schauen, wie man den sehr einseitigen, sehr großen Narrativen entgegenwirken kann, und eine lokalere Perspektive einzunehmen. Es geht darum, ein vollständigeres Bild zu haben von allem, was in Georgien, im Südkaukasus und in der ehemaligen Sowjetunion passiert ist. Und dazu zählte auch die Peripherie. // Ich habe das Gefühl, die Georgier heben vor allem Erfahrungen von Dislocation, von Displacement hervor. Und die Abchasischer sind eher auf ethnische Aspekte konzentriert.

Musik kurz hoch

Elisa Mucciarelli: Ich glaube, das ist auch etwas, was in der Konferenz sehr oft vorgekommen ist — dass man die Aspekte aus der Sicht der Geschlechterforschung gut hervorheben sollte. Was ist dann männliche Gewalt und wie unterscheidet sie sich von weiblicher Gewalt? Und gibt es überhaupt „weibliche Gewalt“? Stehen Frauen dann immer für Frieden und Männer immer für offene Gewalt — gibt es da eine Differenzierung? Ich glaube, Geschlechterforschung kann da einen sehr wichtigen Beitrag leisten.

Janine_Mod:

Gela Chkvanava ist einer der beiden Autoren, die Elisa Mucciarelli in ihrer Forschung analysiert. Er schreibt Kurzgeschichten über das kriminelle Sukhumi der Sowjetzeit, kurz vor dem Krieg. Mucciarelli zeigt daran, was wir vorhin gehört haben: dass die Gewalt der 90er kein plötzlicher Ausbruch war, sondern eine Fortsetzung von etwas, das schon vorher da war. Mikhail

Gigolashvili und Aren Vanyan — das sind die beiden Autoren, deren Romane Mirja Lecke analysiert hat. „Das Teufelsrad" von Gigolashvili spielt im Tbilissi der 1980er Jahre, „Demontage" von Vanyan in Yerewan. Und Archil Kikodze, der mit uns eine Stadtführung durch Tbilissi gemacht hat, schreibt ebenfalls genau über diese Stadt in den 1990er Jahren. Und alle diese Autoren haben eines gemeinsam: Sie schreiben über eine Zeit, die noch nicht aufgearbeitet ist. Über Städte, die die Spuren dieser Jahre noch in sich tragen. Und über Menschen, die gerade erst dabei sind, ihre eigene Geschichte aufzuarbeiten.

Musik einblenden

Zitat "Der Südelefant", Archil Kikodze (Sprecher: Nils Kretschmar)
„Erst später wird Tazo wie üblich nachbohren und in Erfahrung bringen, wessen wir da gerade Zeugen werden. An diesem Morgen aber stehen wir, aus einem Bordell kommend, stumm herum und beäugen den Eifer der Polizisten. In der Nacht waren wir in einem der Häuser untergetaucht, verloren irgendwo zwischen den Abhängen von Charpuchi, und jetzt, in die trüben Gewässer des Staudamms blickend, würden wir alles geben, um das Gestrige zu vergessen. Wie wir zwei uns durch die Enge des fremden Stadtteils fragen und in einem Hinterhof landen, der einem Bordell angemessen ist, wo wir dann an die Fensterscheiben der Wohnung mit dem Wintergarten klopfen und den Namen eines Bekannten von Tazo nennen. Von der Dunkelheit der Straße im Licht gelandet, bleiben wir für einen Moment stehen, damit sich die Augen wieder an die Helligkeit gewöhnen."

Janine_Mod:

Den Link zum Roman "Der Südelefant" von Archil Kikodze haben wir in den Shownotes verlinkt. Was im Buch sehr deutlich wird und was ich auch hier vor Ort sehr stark gespürt habe, ist diese Spannung zwischen: die Geschichte aufarbeiten und gleichzeitig aber auch dem sehr menschlichen Wunsch, das Trauma, was die Erlebnisse der 1990er Jahre hervorgebracht hat, zu vergessen. Das wird auch in diesem Auszug aus dem Roman sehr deutlich. Für mich persönlich, als Historikerin, war es sehr spannend im Rahmen der Konferenz intensiver darüber nachzudenken, welche Rolle eigentlich Literatur in der Aufarbeitung von Geschichte spielt. Und trotzdem habe ich mich gefragt: warum ist gerade diese wissenschaftliche Disziplin bezogen auf die Geschichte der 1990er Jahre im Südkaukasus so präsent? Gibt es dafür einen bestimmten Grund? Darüber habe ich zum Abschluss der Konferenz nochmals mit dem Leiter des Büros der Max Weber Stiftung hier in Tbilissi gesprochen, nämlich mit Moritz Florin:

Musik einblenden

O-Ton_Moritz Florin: Es ist nicht so, dass es jetzt viele Bücher gibt, in denen die 1990er Jahre schon bearbeitet werden. Das heißt, es ist auch irgendwie ein neueres Thema, was wir jetzt hier angegangen sind. In der internationalen Forschung ist das Thema noch nicht so präsent — insbesondere auch der Bürgerkrieg in Georgien. Was gemacht wurde, ist vor allem aus dem Bereich der Politikwissenschaft und der Konfliktforschung: zu den ethnischen Konflikten — Abchasien, Süd-Ossetien, Nagorno-Karabach. Dazu gibt es Forschung, aber nicht unbedingt von Historikerinnen und Historikern. Die Historisierung steht eigentlich noch aus.

Atmo kurz hoch

O-Ton_Moritz Florin: Ich glaube, dass die 1990er Jahre einerseits als Label problematisch sind, weil es schon so viele Narrative und Konnotationen gibt, die damit assoziiert werden — das hat man hier auch gesehen. Es gibt schon sehr feste Vorstellungen. Andererseits glaube ich, dass es gerade deswegen auch wichtig sein kann, nochmal dazu zu forschen und vielleicht diese Erzählung auch zu hinterfragen — und dann zu sehen, was davon noch übrigbleibt.

Konferenzatmo zu Stadtführungsatmo zurück: Schritte, Tbilissi-Straßenklang

Janine_Mod:

Was diese Forschung auch zeigt: Das Fragezeichen hinter den gewaltvollen 90ern ist nicht nur eine historische Frage. Es ist eine sehr gegenwärtige. Vor allem, wenn es politisch instrumentalisiert wird um Gewalt zu rechtfertigen – wie im russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine.

Musik einblenden

Janine_Mod:

Nach der Konferenz, nach der Lektüre des Südelefanten und den vielen Gesprächen, die ich hier vor Ort geführt habe, sehe ich die Stadt mit anderen Augen. In Deutschland erinnern wir die 1990er Jahre oft als friedliche Revolution. Im Kaukasus hingegen dominiert die Erfahrung von Gewalt. Mich beschäftigt nach diesen Tagen nicht die Frage, *ob* diese Jahre gewaltvoll waren – das waren sie zweifellos. Mich treibt um: Wessen Gewalt und Gewalterfahrung wird eigentlich erinnert? Wer darf über seine eigene Geschichte sprechen? Und wer schweigt?
Wie Moritz Florin sagt: Die Historisierung dieser Zeit steht noch aus. Und genau aus diesem Grund ist es wichtig, unabhängige Forschung und Wissenschaft vor Ort zu unterstützen.

Outro-Musik

Janine_Mod:

Den Link zu Folge 1 sowie weiterführende Links zur Arbeit des Max Weber Netzwerks Osteuropa und zur erwähnten Forschung und Literatur dieser Folge findet ihr in den Shownotes. Ich bin Janine Funke. Die Redaktion seitens der Max Weber Stiftung hatte Johanna Beamish und die Produktion lag bei Timo Höcke von der Wellenschmiede.